

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 49 (1969-1970)
Heft: 9: Marktwirtschaft heute

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WISSENSCHAFT UND POLITIK

Hinter der gegenwärtigen Unrast an den Universitäten in aller Welt steht nicht zuletzt eine Krise der Wissenschaft und ihrer Einordnung ins gesellschaftliche Ganze. Überall wird die Wissenschaft heute angefochten; wenn auch nicht alle gleich den gesamten «Wissenschaftsbetrieb» in seiner heutigen Form als «gesellschaftlich irrelevant» ablehnen und «umfunktionieren» wollen, so ist doch die Zahl der Stimmen gross, die nach einer völlig neuen, weiter als je zuvor gehenden «Verantwortung der Wissenschaft», nach stärkerem Engagement, rufen.

All das hat viel Verwirrung gestiftet. Das neue Buch von *Hans Albert*: «Traktat über kritische Vernunft» ist geeignet, die vielen Nebelschwaden, die dadurch aufgewirbelt worden sind, mit einem Anlauf hinwegzublasen¹. Albert, Ordinarius für Wissenschaftstheorie an der Universität Mannheim, ist einer der prominentesten Vertreter der Schule des «neuen Kritizismus», wie sie vor allem der heute in London lehrende *Karl R. Popper* begründet hat. (Dessen grundlegendes Werk – das sei nebenbei erwähnt – erschien soeben in dritter, stark umgearbeiteter und vermehrter Auflage in deutscher Sprache².)

Worum geht es dieser Schule? Wie anhand des «Traktats» von Hans Albert klar wird, bemüht sie sich in erster Linie um eine Wissenschaftstheorie, die jedoch folgerichtig zu einer Erkenntnistheorie ausgeweitet wird, und zwar zu einer Erkenntnistheorie umfassendster Art. Das bedeutet zunächst einmal Kritik an den herkömmlichen Ansätzen – Kritik an aller Kosmologie, Kritik an jeder politischen Escha-

tologie, Kritik sodann vor allem auch am hermeneutischen Denken. Auf den ersten Blick mag die rationalistische Kritik an diesen Ansätzen positivistisch erscheinen, und als «Neopositivismus» hat man denn die Schule des neuen Kritizismus auch schon abtun wollen. Das ist indessen falsch: Albert legt im Gegenteil grossen Wert darauf, das angeblich «neutrale» Denken des klassischen Positivismus als naives Missverständnis zu entlarven.

Wie schon Karl Popper festgestellt hat, kann die Wissenschaft nicht als ein objektiv feststehendes «System unseres Wissens» aufgefasst werden, sondern nur als ein System von Hypothesen, mit denen man arbeitet, solange sie sich bewähren, und deren Wahrheit, Sicherheit und Wahrscheinlichkeit laufend in Frage gestellt werden müssen. Das aber bedeutet, dass unbedingt die Möglichkeit bestehen muss, eine bestimmte Auffassung mit Alternativen zu konfrontieren. Es braucht, mit andern Worten, einen theoretischen Pluralismus. Ein solcher jedoch ist nur möglich, wenn man für Gedankenfreiheit und all das eintritt, was die Freiheit des geistigen Austausches wirksam macht. Der theoretische Pluralismus ruft also einem sozialen und politischen Pluralismus: «So hängen Wahrheitsstreben, kritische Methode und politische Freiheit eng miteinander zusammen» (Albert S. 174).

Das ist der Punkt, an dem der in Heidelberg lehrende Philosoph *Ernst Topitsch* mit seinen jetzt in einem Sammelband vereinigten Aufsätzen zur Weltanschauungsanalyse und Erkenntnistheorie einhakt³. Ihm geht es zunächst einmal darum, die

erkenntnistheoretische Primitivität sozio-kosmischer Vorstellungen zu entlarven; das gelingt ihm in schlagend einleuchtender Weise, indem er auf das Motiv hinweist, das jeweils zu solchen Vorstellungen führt: Entlastung vom Druck der Realität, dem alle Lebewesen ausgesetzt sind und der dem Menschen in seiner ganzen Härte bewusst wird. Entlasten kann sich der Mensch vor allem durch kompensatorische Phantasien, und immer wieder stellen sich Seher, Philosophenkönige, Mystagogen und Deuter «ewiger Gesetze» ein, die dank ihrem «höheren Wissen» die «wahre Ordnung der Gesellschaft und der Welt» zu verwirklichen und den Menschen seinem Heil zuzuführen versprechen. Topitschs bisher unveröffentlichter Aufsatz «Grundformen des antidemokratischen Denkens» ist eine ungewöhnlich scharfe, aber längst fällige Abrechnung mit solchen Tendenzen, wie sie offenbar einmal einfach unausrottbar sind. Da erscheinen zum Beispiel Ernst Bloch in einer Linie mit dem mittelalterlichen Katholizismus, Carl Schmitt und andere Herolde des Dritten Reichs in einer Linie mit Leuten wie Herbert Marcuse.

In einer Hinsicht, so muss man nach der Lektüre dieser Bücher sagen, hat die Wissenschaftskritik der «Neuen Linken» zweifellos recht: Wissenschaft und Politik hängen enger zusammen, als man gemeinhin annimmt. Aber es ist Zeit, den Spiess einmal umzukehren und vom Boden der modernen wissenschaftlichen Erkenntnislehre aus die Folgerungen für die Politik zu ziehen: nämlich die Folgerung, dass pluralistisches und demokratisches Denken sich mit gutem Grund auf logisch hieb- und stichfeste Zusammenhänge berufen kann, dass aber all die pathetisch und tief-sinnig klingenden Ideologien nicht nur schon aus erkenntnistheoretischen Gründen auf wackligen Beinen stehen und von vornherein verstaubt und veraltet sind, sondern auch mit eintöniger Regelmässigkeit stets auf dasselbe hinauslaufen: auf die Forderung nach Gehorsam.

Daniel Frei

¹Reihe «Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften» Bd. 9, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen. – ²Gleiche Reihe Bd. 4. – ³«Mythos, Philosophie, Politik – Zur Naturgeschichte der Illusion», Verlag Rombach, Freiburg.

LITERATUR ÜBER MYSTIK

Für das spirituelle Leben ist Mystik stets aktuell – ermöglichen doch die Zeugnisse der mystischen Erfahrung das vertiefte Verständnis von Gottes Wesen und bieten sogar Anhaltspunkte, den Sinn des an sich unenträtselbaren Geheimnisses des Leidens wenigstens hie und da zu erfühlen. So sind die Publikationen mystischer Texte sehr zu begrüßen, denn sie können den Besinnlichen zur Grundlage der Meditationen dienen.

In der Sammlung *Licht vom Licht* legt der Dominikanerpater *Gundolf Gieraths* eine Auswahl aus den Texten der deutschen Mystik in einer gefälligen, handlichen Ausstattung vor, die er auch mit einer eingehenden Studie über das Wesen der Mystik

und die Besonderheiten ihrer deutschen Prägung einleitet¹. Er unterscheidet die wahre Mystik von der falschen, die er auch Mystizismus nennt, und hebt sie auch von der nicht-christlichen Form der Mystik, zum Beispiel vom Buddhismus, ab. Das Gemeinsame aller Mystik sieht Gieraths im leidenschaftlichen Gottsuchen. Ob die «drei edlen Griechen Sokrates, Platon und Aristoteles» zu den wahren Mystikern gehören, wie Gieraths meint (19), ist höchst fraglich; seine eigenen differenzierten Darlegungen über die Berufung zur Mystik und über die Erfahrung des *persönlichen* Gottes scheinen seine Ansicht eher zu widerlegen.

Gieraths hält zwei mystische Wege für

möglich. Der erste ist die Berufung durch Gott, also ein Gnadengeschenk, der zweite soll aus eigener Anstrengung begangen werden können. Dem widerspricht allerdings das Selbstzeugnis sämtlicher Mystiker, die bekennen, dass sie aus eigenen Kräften nie zu Gottes Schau gelangt wären. Die Begnadung schliesst nicht aus, dass Werke von ihnen erwartet werden, forderte beispielsweise eine so hervorragende Kennerin des mystischen Weges wie Theresa von Avila die Vereinigung von «Maria und Martha», also von Beschauung und Wirksamkeit, doch sie wurde nie müde zu betonen, dass jedes gute Werk, jede Tugendübung ebenfalls ein Gnadengeschenk ist. Gottes Grösse wird eher in das richtige Licht gerückt, wenn man die eigentliche treibende Potenz in jedem mystischen Akt oder Werk mit allen Mystikern übereinstimmend im Gnadenanteil sieht.

Wie Gieraths ausführt, mussten im deutschen Sprachraum für die mystischen Begriffe zuerst in Anlehnung an die lateinische Begriffswelt der Scholastik deutsche Termini geschaffen werden. Damit legten die deutschen Mystiker zugleich die Basis für eine deutschsprachige Theologie, auf die auch Luther zurückgriff.

Nicht ganz glücklich ist Gieraths' Gegenüberstellung der deutschen und der romanischen Mystik. Dass der hervorstechende Charakterzug «nach Besinnlichkeit und Innerlichkeit» dem «deutschen Gemüt» eigen sei, im Gegensatz zur «romanischen Mentalität», deren Vertreter «lehrhafte, systematisierende Theologen blieben und das Göttliche mehr in abstrakten Höhen jenseits der Welt sich dachten» (35), wird jeder bezweifeln, der die Zeugnisse über das Leben eines Franziskus, der sich dem mentalen Wissen gegenüber überaus zurückhaltend gebärdete, oder die Schriften von Theresa von Avila kennt. Wenn man schon von Volkseigentümlichkeiten spricht, so muss man die starke Neigung zur Abstraktion eher der «deutschen Mentalität» zuschreiben – nicht nur die deutschen Philosophen oder die mit abstrakten Begriffen übersättigte deutsche Sprache beweisen es, sondern auch ein Mei-

ster Eckhardt, dessen Mystik mit ihren kühnen Spekulationen im mystischen Schrifttum beinahe allein dasteht. Mystik aber ist nicht nur überzeitlich, sondern auch *überräumlich*.

Biographische und bibliographische Daten orientieren den Leser über die einzelnen Mystiker und ihre zugänglichen Schriften. Die Texte sind nach Themenkreisen geordnet und vom Herausgeber eingeführt. Ein Namensregister hätte die Übersicht erleichtert.

Abschliessend soll das als einzig überlieferte, die Haltung eines Mystikers trefflich zusammenfassende Gebet des Nikolaus von Flüe angeführt werden: «Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir, was mich hindert zu dir; gib alles mir, was mich fördert zu dir; nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir!»

*

Dass Mystik nicht auf den Katholizismus beschränkt ist, sondern dass es auch im Protestantismus Gottsucher gibt, dessen Leben und Werk mystische Züge aufweisen, zeigt *Walter Nigg* in einer umfassenden und gedankenreichen Untersuchung². Das falsche Bild, das sich manche protestantische Theologen von der Mystik im Verkennen ihres Wesens machten, war natürlich nicht geeignet, der Mystik in einer Konfession, die nur auf Wort und Glaube fusst, Daseinsberechtigung einzuräumen. Man könnte allerdings meinen, dass gerade der Protestantismus in seiner Forderung nach Bildlosigkeit in der Anbetung die Mystik begünstigen würde, da im mystischen Erleben – wenigstens auf höherer Stufe – keine Vorstellungen vorkommen, sondern Gottes Gegenwart *unmittelbar*, also unanschaulich – höchstens als inneres Licht – erfahren wird. Der Glaubensakt ist ja in seiner Tiefe ein mystischer Akt, denn er übersteigt die irdische Realität auf Gott hin, und dies ist bereits Mystik. Beruft man sich andererseits auf das Wort Gottes, so muss man festhalten, dass Mystik kein Gegensatz zur Offenbarung ist, ja nicht einmal eine Art Ergänzung, sondern ge-

lebte Offenbarung. Dies besagt, dass auch die Schrift nicht vom blossen Wort, sondern vom lebendigen Geist her verstanden werden muss, wie es auch Luther stets tat, auf den Nigg in diesem Zusammenhang hinweist (33). Gerade im protestantischen Raum entzog die Formalkritik der Exegese die Berechtigung, die Schrift ausschliesslich vom Wort her auszulegen (280).

Niggs Absicht ist es nun zu zeigen, dass auch im Protestantismus der gelebte – und nicht nur der theoretisch erörterte – Glaube und die Sehnsucht, Gott unmittelbar zu begegnen, durchaus vorhanden waren. Die «Heimliche Weisheit», um deren Offenbarung der Psalmist Gott bittet (Psalm 51,8) und nach der Nigg sein Buch betitelt, gärt unter der Oberfläche unablässig im Protestantismus. Dies erzeugte von Anfang an eine gewisse Doppelspurigkeit, die auch für Luthers Haltung der Mystik gegenüber charakteristisch ist. Nigg spricht sogar von Luthers «Zwiespältigkeit» in dieser Hinsicht (18).

Er unterscheidet zunächst, wie bereits Franck und Arnold, zwischen dem jüngeren Luther und dem alten, da im Leben des Reformators zwei Perioden gegensätzlicher Mentalitäten erkennbar sind, zwischen welchen der Übergang freilich kontinuierlich ist. Bei dem jüngeren Luther muss man wiederum seine Haltung nach aussen von seinem verborgenen Seelenleben unterscheiden. Während er nach aussen die Mystik ablehnte, die Visionen einer Brigitte von Schweden als «reine Illusionen des Satans» bezeichnete, die Werke Bonaventuras, Dionysius' und anderer als «lauter Fabelwerk und Lügen» abtat und die Spiritualität als «Schwärmerei» verschmähte, war er innerlich doch des mystischen Erlebnisses teilhaftig geworden. Er erlebte des öfteren das «metaphysische Schaudern», das stets als «Vorfeld der Mystik» gilt (22), schätzte und liebte neben Augustin zeitlebens auch Bernhard von Clairvaux, was ihn nicht hinderte, die Brautmystik abzulehnen – ein weiteres Charakteristikum für seine Zwiespältigkeit. Er gab auch die mystische Schrift des nur als «Frankfurter» bekannten Verfas-

sers, die *Theologia Deutsch* 1516 auszugsweise, ein Jahr nach dem Thesenanschlag, also 1519, noch einmal, nun vollständig heraus und stellte sie in seiner Einleitung neben die Bibel. Die *Freiheit eines Christenmenschen* kann geradezu als eine Fortsetzung der *Theologia Deutsch* betrachtet werden. Entfernte sich auch Luther nach 1519 von der Mystik, so schrieb er 1532 dennoch die Worte: «Wer in der Liebe bleibt, der in Gott bleibt und Gott in ihm, also, dass er und Gott ein Kuchen wird» (29; Luth. WW 19, 365).

Luthers Leben war zweifellos ein ungeheueres Ringen mit Gott, in dem er auch überaus grosse Ängste vor Gott durchzustehen hatte. Er erfuhr, dass er – wie jeder Mensch – vor Gott nicht bestehen konnte. Von hier aus wird auch die Bedeutung verständlich, die er dem Glauben beimass. Der Glaube führte ihn zu Gott und schützte ihn zugleich vor ihm, vor seiner «zornigen Liebe». Darin zeigt sich Luthers Zwiespältigkeit auch in seiner intimen Haltung zu Gott. Wenn er bekennt, dass er es für menschenunmöglich hält, den Feinden zu verzeihen, so dokumentiert er damit, dass er sich stets Gott gegenübergestellt, aber sich nie mit ihm vereinigt fühlte. Denn in der völligen Ergebenheit, im Gefühl, in Gott aufgehoben zu sein, ist schier unmöglich, nicht alle Menschen zu lieben, somit auch die Feinde – wenn auch nur zeitweilig. Liebt man Gott wahrhaftig, indem man seine Liebe unmittelbar erfährt, so liebt man alles, was er umschliesst, also alle Menschen. Wer meint, Gott zu lieben, dabei jedoch sich nicht bewusst macht, dass er zugleich alle zu lieben hat, der liebt eigentlich *sich* im Gotteserlebnis. Darum sind auch die grossen Lehrer der Mystik so rigoros, wenn sie die Entäusserung von jeglicher Ich-Bezogenheit fordern, so zum Beispiel Johannes vom Kreuz. Aber gleichzeitig wird hier auch die Gnadenhaftigkeit mystischen Erlebens deutlich, denn Luther hat darin zweifellos recht, dass der Mensch *von sich aus* keine Feindesliebe aufbringen kann.

Die bedauerliche Haltung des älteren Luther etwa im Bauernkrieg, den Juden,

den Wiedertäufern gegenüber oder in seinen Schmähschriften, die Nigg veranlasst, von einer «inneren Luther-Tragödie» zu sprechen (35), ist auf die gewaltsame Zurückdrängung des mystischen Lebens zurückzuführen (35), einer Mystik, für die auch Luther unbedingt Sinn hatte und die ihn dazu anhielt, als Pflicht des Christen zu bezeichnen, «den Nächsten ein Christus zu sein» (35).

Luthers zweideutige Einstellung zur Mystik, ein Nein nach aussen, ein Ja nach innen, wurde nicht nur darum so ausführlich dargelegt, weil Luther zu den faszinierenden Gestalten des Christentums gehört, sondern weil im offiziellen Protestantismus sich sein Schicksal wiederholte, da unter der Oberfläche der Orthodoxie andauernd die mystische Intuition schwelte.

Diese mystische Intuition, die «heimliche Weisheit», bildet – wie Nigg ausführt – keinen Gegensatz zum Protestantismus, sondern seine Ergänzung (72). Es geht ihm nicht darum, einfach auf Gemeinsamkeiten mit der katholischen Mystik hinzuweisen, die natürlich auch vorhanden sind, wie die Dreiteilung des mystischen Weges als Reinigung – Erleuchtung – Vereinigung (139) oder die Betonung der «Gelassenheit», übrigens auch bei Luther (34), sondern er erstrebt vor allem jene Züge aufzuweisen, die nur der protestantischen Mystik eigen sind und daher auch die katholische Mystik befruchten können.

Im Mittelpunkt der protestantischen Mystik steht die Erfahrung der göttlichen Sophia. Für Böhme vor allem, dann für Comenius, Gichtel, Arnold und andere ist sie die Gestalt, in der sie Gott erfahren. Sie ist mithin keine Idee, kein spekulativ erdachter theologischer Begriff, sondern eine Realität, deren Erlebnis diese Mystiker nicht bloss sehr eindrücklich schildern konnten, sondern sich von ihr in ihrer Existenz leiten liessen.

Was ist nun diese Sophia? Die Antwort darauf ist genau so schwierig wie die Antwort auf die Frage, was Gott sei. Sie ist eine mystische Gehilfin des Menschen (244), die sich – laut Böhme – beim Sündenfall vom Menschen löste, als Adam sie

gegen Eva eintauschte (162). Sie ist indes nicht als die vierte Person, als Ergänzung der Trinität zu verstehen, wie etwa C. G. Jung das Marien-Bild deutete (in «Antwort auf Hiob»). Einige empfanden sie als weiblich, Gichtel sah sie sogar als Jungfrau, und deuteten sie als Himmlische Braut, wobei sie allerdings die Brautmystik umkehrten, in der nämlich die eigene Seele als Braut, also weiblich, und Gott als Bräutigam erfahren wird. Doch in dieser Deutung der Sophia wird eher die Geschlechtslosigkeit Gottes deutlich, denn die Art der Empfindung, hier die Weiblichkeit, hängt letztlich von der Disposition des Mystikers ab. So lehnte gerade Gichtel jeglichen Umgang mit dem weiblichen Geschlecht ab und betrachtete die Ehe geradezu als verwerflich, was Nigg selbstverständlich nicht gutheisst (250). Auch auf Jungs «Anima» fällt hier ein Licht, die als Urbild begriffen werden kann, entstanden aus der Berührung der Seele durch Gott. Die Sophia ist also Gegenpart der Seele und Wesen zugleich, die alles umfassende Seele, die durchgehende Harmonie des Ganzen, wie Comenius sie verstand (202). In ihrer Berührung erlebt der Mystiker das körperlose Umfangensein von Gott (226).

Doch wo sich die Sophia am konkretesten zeigt, erscheint sie nicht weiblich, sondern als Jesus. Auch Gichtel meinte: «Wir können die himmlische Sophia ausser Jesus nicht begreifen. Sie ist nicht Gott, sondern sein Spiegel» (246). Und die Grundlage von Böhmes Mystik bildete die Christosophia (162), wobei sogar der Terminus auf die Androgynität der Seele hinweist.

Nigg breitet in seiner Darstellung der protestantischen Mystik nicht nur ein aussergewöhnlich reiches historisches Material aus, das bisher zu sehr im Schatten der Theologie stand, sondern verrät auf jeder Seite ein überaus grosses Einfühlungsvermögen in die mystische Schau, das nur jenem zur Verfügung steht, der die Mystik aus eigener, innerer Erfahrung kennt. So wird jeder, dem die Begegnung mit Gott ein Bedürfnis ist, auch dieses Buch Niggs in die Hand nehmen müssen, nicht nur, um

sich über eine bisher mehr oder weniger verschüttete Spiritualität zu orientieren, sondern um seiner Besinnung eine vielfältige und tiefsinnige Schrift zugrunde zu legen.

*

Im christlichen Bereich nimmt die *russische Mystik* keinen besonders grossen Raum ein. Dies ist indes nur im Hinblick auf die schriftlichen Zeugnisse richtig, denn es gab zahlreiche Gestalten im «heiligen Russland», die mystisch begnadet waren. Diese «Christus-Ähnlichen», wie das Volk sie nannte, lebten als Eremiten oder in Klöstern, waren aber allen Menschen, Fürsten wie Leibeigenen, zugänglich. Die Träger der russischen Mystik sind die Starezen, die über ihre Gottverbundenheit nicht schriftlich berichteten, sondern ihren Mitmenschen – im Westen würde man sagen: in der Seelsorge – sie unmittelbar mitteilten. Die Früchte waren die hohe Fähigkeit zum Mit-Leiden, zum Teilen mit den Nächsten, zur echten Demut – sowohl bei den Mystikern als auch beim Volk, das sie betreuten.

Dennoch gibt es Schriften mystischen Gehalts, die allerdings nicht über das mystische Erlebnis berichten, sondern zur Führung der Gläubigen dienen. Dies sind die *Philokalia* und das *Pilgerleben*, beide auf Athos entstanden. Das erste ist ein Kompendium frühchristlicher Mystik, das zweite eine Anleitung zum vertieften Gebet, der Form nach als das Leben eines Pilgers dargestellt.

Dieses *Pilgerleben* ist das Kernstück des Sammelbandes *Russische Mystik*, den Julius Tyciak zusammengestellt und eingeleitet hat³. Der Pilger demonstriert gewissermassen vor, wie das einfache, ja – im besten Sinne – einfältige Gebet «Herr, erbarme dich meiner!» als selbsttätige Kraft wirkt und unablässig gebetet zum «Herzschlag des Menschen» wird. Das Gebet, selbst in dieser einfachen Form, ist die beständige Vergegenwärtigung der Anwesenheit Gottes. Der Mensch weiss im Grunde genommen ohnehin nicht, «was

und warum er betet», wie Paulus sagt (Röm. 8, 26), der russische Mystiker überlässt darum die Bitte, selbst den Dank Gott, der ja im Herzen des immerfort betenden Menschen «wohnt».

Es dürfte weniger bekannt sein, dass auch Gogol eine Schrift «Über die göttliche Liturgie» verfasste, die zu den tiefsten Deutungen des Kultmysteriums gehört. Gogol ist eher als Zeitkritiker durch seine «Toten Seelen» bekannt, deren zwei letzten Bände er vor seinem Tode vernichtete, eine Tatsache, die aufhorchen lässt. In der mystischen Beschreibung des orthodoxen Gottesdienstes veranlasst er den Leser, das Heilsgeschehen mitzuerleben, nämlich Jesu verborgenes Leben, öffentliches Wirken, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung und schliesslich seine Himmelfahrt. In seiner Deutung gewinnt die kultische Opferhandlung ihren vielfach überdeckten mystischen Sinn wieder.

Über gelebte Mystik berichten die Lebensbeschreibungen zweier russischer Mönchsväter, Feodossijs von Kiew und Sergijs von Radonesh. In deren Einführung gibt Walter Nigg eine trotz Kürze sehr eingehende Analyse des russischen Geisteslebens⁴. Das Buch gehört in die von Nigg und Wilhelm Schamoni herausgegebene Reihe «Heilige der ungeteilten Christenheit», in die auch die Zeugnisse von Bruder Klaus aufgenommen wurden, und auf die hier besonders hingewiesen werden soll für alle, die durch Betrachtung und Meditation den spirituellen Weg betreten möchten.

Alexander Gosztonyi

¹ Abgrund des Lichts. Texte deutscher Mystik, ausgewählt und eingeleitet von Gundolf Gieraths OP, Sammlung «Licht vom Licht», Benziger, Einsiedeln/Zürich/Köln 1964. – ² Walter Nigg, Heimliche Weisheit, Artemis, Zürich/Stuttgart 1959. –

³ Russische Mystik, Eine Anthologie. Übertragungen von Reinhold V. Walter, Begleitworte von Julius Tyciak, Patmos, Düsseldorf 1957. – ⁴ Mönchsväter des Ostens im frühen Mittelalter, herausgegeben und eingeleitet von Walter Nigg, Reihe «Heilige der ungeteilten Christenheit», dargestellt von den Zeugen ihres Lebens», Patmos, Düsseldorf 1964.

Abschreckung oder Volkskrieg?

Die Verfügbarkeit über die Massenvernichtungsmittel der Kernwaffen gibt einem Staat die Möglichkeit, andere Staaten lebensgefährdend zu bedrohen oder zum mindesten vor Angriffen abzuschrecken. Voraussetzung der Bedrohungs- und Abschreckungsmöglichkeit ist allerdings die *Glaubwürdigkeit* des Einsatzes atomarer oder thermonuklearer Waffen. Wer nicht über ein wirksames Potential an Trägermitteln – Raketen, Flugzeugen, Schiffen – und an Bombenvorräten verfügt, kann weder glaubhaft drohen noch abschrecken. Die Glaubwürdigkeit einer atomaren Bedrohung ist abhängig vom Grad der Vergeltungsfähigkeit.

Im gegenwärtigen Zeitpunkt verfügen nur die beiden Atom-Grossmächte USA und Sowjetunion über diese atomare Vergeltungskraft. Beide haben ihr Nuklearpotential zum «Gleichgewicht des Schreckens» hinaufgesteigert. Mit ungeheuern Anstrengungen hat Moskau das einstige Atom-Monopol der Vereinigten Staaten gebrochen und den amerikanischen Vorsprung auf dem Sektor der Kernwaffen Jahr um Jahr abgebaut. Washington muss heute zugestehen, dass die Sowjetunion an strategischen Kernwaffen mit den USA gleichgezogen hat und im Begriff ist, die Amerikaner zu überflügeln. Das «Gleichgewicht des Schreckens» wird durch diese Entwicklung trotzdem nicht beeinträchtigt, weil die USA ihr Nuklearpotential als sogenannte «Overkill»-Kapazität beurteilen, das heisst als eine Vernichtungskraft, die in jedem Fall genüge, um die Sowjetunion tödlich zu treffen. Die Amerikaner nehmen an, dass diese heute erreichte Zerstörungsfähigkeit wirksam genug sei, um den Kreml von Operationen abzuschrecken, die für die USA lebensgefährdend wären. Diese «Overkill»-Fähigkeit besitzt aber dank ihres gewaltigen strategischen Kernwaffenvorrates auch die Sowjetunion.

Beide Atomgrossen sind sich deshalb klar darüber, dass ein nuklearer Primärangriff die Vergeltungsfähigkeit des andern nicht auszuschalten, den Sekundärschlag somit nicht zu verhindern vermöchte. Die Balance würde erst verschwinden, wenn es einer der beiden Atomgrossmächte gelingen sollte, eine wirklich wirksame Raketenabwehr aufzubauen. Erst dann könnte sich die Vergeltungsfähigkeit einseitig verlagern und auswirken. Ein undurchdringliches Raketenabwehrsystem dürfte aber weder für die Amerikaner noch für die Sowjets in absehbarer Zeit technisch realisierbar und finanziell tragbar sein.

Dies ist der Grund, warum die Abschreckung zwischen den beiden Atomgiganten weiterhin wirkungsvoll bleibt, auch wenn sich das nukleare Kräfteverhältnis zum Nachteil des einen oder andern Staates verschiebt. Es zeichnet sich nun aber doch eine neue Entwicklung ab, die das bis jetzt bestehende zweiseitige atomare Patt zu sprengen droht. Das Aufrücken *Rotchinas* zur *Atommacht* zwingt sowohl die Vereinigten Staaten wie die Sowjetunion zu einem strategischen Umdenken. Beide haben nicht mehr nur mit dem einen möglichen grossen Atomgegner zu rechnen, sondern auch mit der nuklearen Sphinx in Peking. Washington und Moskau können annehmen, dass auch die rotchinesische Führung nicht leichtfertig die Weltvernichtung mit Atomwaffen anstrebt. Die Rechnung scheint berechtigt, dass weder Mao Tse-tung noch sein Nachfolger Lin Piao die Selbstzerstörung provozieren wollen. In diese Rechnung wird aber einzuschliessen sein die Überlegung, dass Rotchina seinen Machtstandpunkt nicht nur mit Kernwaffen der Welt gegenüber durchzusetzen vermag, sondern auch mit seinem ungeheuren Menschenpotential von heute 750 Millionen und um das Jahr 2000 mit einer Milliarde Menschen.

Die westliche Welt ist heute und für die Zukunft mit dem Problem der Existenz

zweier kommunistischer Atom-Mächte konfrontiert. Wird die Abschreckung der Amerikaner in dieser Situation weiterhin Gültigkeit behalten? Wird die Sowjetunion, die sich im Laufe der letzten Jahre immer schärfer mit Rotchina entzweite, eine chinesische Atombedrohung egalisieren? Wird sich die Revolutionsstrategie Mao Tse-tungs durch die Politik der USA und der Sowjets beeinflussen oder gar abdämmen lassen? Wie wird sich das Dreieckverhältnis USA-Sowjetunion-Rotchina entwickeln?

Auf diese weltpolitisch wichtigen Fragen vermag das Buch von *Helmuth Dahm* «Abschreckung oder Volkskrieg» wenn auch nicht erschöpfend, doch wertvoll klärend Antwort zu geben¹. Der Autor ist so wenig wie irgend ein anderer Mensch in der Lage, die genaue Zielsetzung des Kremls oder Pekings zu kennen und darzulegen. Aber er bemüht sich, unter Verwendung eines umfassenden Quellenmaterials russischer und chinesischer Herkunft, das komplexe Problem aufzugliedern und die einzelnen Problemkreise geordnet in die Gesamtzusammenhänge zu rücken. So ergibt sich eine wesentliche Klärung der strategischen Machtplanung der Sowjetunion und Chinas im internationalen Kräfteverhältnis.

Im umfassenden Kapitel über die *Sowjetunion* wird aufgezeigt, dass die Strategie des Kremls zwar nach wie vor auf eine Eskalation jedes Konfliktes zwischen den Grossmächten zum Atomkrieg abstellt, aber dennoch sehr real mit der Möglichkeit eines konventionellen Krieges rechnet. Im Gegensatz zu Peking deklarieren die Sowjets den Krieg keineswegs als unvermeidlich. Sie dürften diese These zum mindesten solange vertreten, als es ihnen gelingt, mit den Mitteln des Kalten Krieges den Atlantikpakt zu unterhöheln und den Warschauerpakt intakt zu erhalten. Der Westen muss jedenfalls als Realität berücksichtigen, dass die Sowjetunion ihr Raketen- und Nuklearpotential mit enormen Mitteln weiter aufbaut und dass sie durch eine Riesenverstärkung ihrer Marine auch seestrategisch zur Weltbedrohung fähig geworden

ist. Damit hat sich Moskau die Abschreckungsfähigkeit sowohl dem Westen wie dem Fernen Osten gegenüber gesichert.

Der zweite Teil des interessanten Werkes befasst sich mit der Strategie der chinesischen Führung. Helmuth Dahm vergleicht die militärischen Möglichkeiten Chinas mit den Möglichkeiten der USA und der Sowjetunion. Er unterstreicht die allzuoft vergessene wichtige Tatsache, dass sich Peking zur Entwicklung der Atombombe entschloss, als die Sowjets zu Ende der fünfziger Jahre den chinesischen Gesinnungsfreunden die Freigabe nuklearer Waffen verweigerten. Seitdem Peking selbst über Kernwaffen verfügt, wurde von chinesischer Seite die Verächtlichmachung der Atombombe eingestellt. Die Propagandisten Maos verfechten aber heute noch die These, im Kriege sei nicht die Atomwaffe entscheidend, sondern das Menschenpotential; vor allem könne die Atomwaffe nicht Revolutionskriege entscheiden. In dieser These findet die Klassenkampf- und Revolutionsstrategie Mao Tse-tungs ihren nachhaltigen Niederschlag. Er setzt sich fanatisch für den Volkskrieg und Guerillakampf ein. Jede militärische Auseinandersetzung soll in diese Kampfform übergeführt werden. Mao Tse-tung müsste seine gesamte ideologische und militärische Vergangenheit desavouieren, wenn er sich von dieser Doktrin lossagte. Dies kann er um so weniger, als er durch die Kulturrevolution die militärische Aktion der Massen zur Er kämpfung politischer Ziele erneut als Programm der Kommunistischen Partei Chinas durchsetzte. Es steht aber ausser Zweifel, dass mit der Erhöhung des chinesischen Kernwaffenpotentials dem Volkskrieg nicht mehr die frühere ausschliessliche Bedeutung eingeräumt bleiben wird. Es dürfte noch einige Jahre dauern, bis Peking sich atomar stark genug fühlt, um die USA und die Sowjetunion mit Kernwaffen bedrohen zu können. Der Verfasser untersucht, unter Zitierung wichtiger amerikanischer und europäischer Militärfachleute, die Konsequenzen, die sich aus dem anwachsenden chinesischen Nukleararsenal für die drei Atom-Grossmächte er-

geben. Es ist einleuchtend, wenn gesagt wird, dass China im Hinblick auf die Weite seines Raumes, auf die geringe Konzentration der Industrie und auf das riesige Menschenpotential einen Atomkrieg am wenigsten zu fürchten brauche. Die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten sind infolge ihrer Bevölkerungs- und Wirtschaftsbilanzen weitaus stärker gefährdet. Da die Chinesen bald über Mittelstreckenraketen, aber erst in einem späteren Zeitpunkt über Interkontinentalraketen verfügen können, wird jedoch die Gefährdung der an China angrenzenden Sowjetunion vorläufig erheblich grösser sein als für den durch den Pazifik getrennten amerikanischen Kontinent.

Was Mao Tse-tung in seinen Schriften als Volkskrieg und revolutionären Krieg zum Sturz nichtkommunistischer Regierungen forderte, wird auch im Atomzeitalter Gültigkeit besitzen, solange China seinen Einfluss in der Welt geltend zu machen vermag. Die militärischen Lehren Maos wurden in Korea und Kuba erprobt; sie werden seit Jahren in Vietnam von den kommunistischen Streitkräften getestet. Sie bewähren sich als Guerillataktik und Volkskrieg gegen die mächtigste und modernste Streitkraft der Welt. Dies ist für den Westen Ansporn genug, um diese Strategie mit aller Gründlichkeit in ihren Voraussetzungen und Konsequenzen zu durchleuchten.

Ernst Uhlmann

Unveränderliche Strukturen oder permanente Revolution?

Das kommunistische China feierte am 1. Oktober sein zwanzigjähriges Bestehen mit einem Vorbeimarsch an Mao und lauten Treuebekenntnissen zu dem alternden Führer. Was China hinter dieser Szene aus roten Fahnen und schlagwortschreienden Massen wirklich ist, was dort in den vergangenen 20 Jahren tatsächlich geschah,

versucht eine sich türmende Menge von Literatur zu ergründen, die fast ebenso unüberblickbar geworden ist, wie das in ihr behandelte Objekt China.

Aus dieser Bücherflut sticht ein Werk hervor, auf das immer wieder als Richtpunkt zurückgegriffen werden kann, um sich in der Fülle der Aussagen über China zu orientieren. Es ist der Bildband «China» von *Emil Schulthess*, der zwar schon vor drei Jahren erschienen ist, aber weder durch die Modesucht des Buchgeschäfts noch durch die seitherigen Ereignisse überholt wurde und gerade in dieser Zeit sich bewährt und die Patina eines klassischen Werks angenommen hat². Mit seiner photographischen Kunst hielt Schulthess das Antlitz Chinas, seiner Landschaft und Menschen in eindrucklicher Weise fest. An der Oberfläche erscheint China vielleicht zu schön, die Kalligraphie der klassischen chinesischen Maler auf Film übertragen. Bei wiederholter Betrachtung entdeckt man darunter die Strukturen des Landes, die sind und bleiben, an denen gemessen rote Fahnen und Mao-Bilder – wie in der symbolischen Aufnahme des Vorbeimarsches am Tien An Men – nur ein unscharfes Vorbeiflatern sind. Darin kommen, in Bilder übersetzt, die Herausforderung der Natur, der Sog der riesigen Flüsse, die Vielfalt und die Gegensätze dieses Kontinents, der Einsatz der Menschen zu ihrer Meisterung und die Dialektik von Mensch und Masse zum Ausdruck – keine museale Bestandesaufnahme, sondern eine konzentrierte Darstellung der Dynamik des einfachen Lebens der Chinesen wie ihres in technischen Leistungen ausgedrückten Drangs zur Modernisierung. Neben seinen für sich sprechenden Bildern erweist sich Schulthess als ein überzeugender Kommentator und Berichterstatter. Schlicht, einfach und lesbar erzählt er von den Stationen seiner Reise und, abgesehen von ein paar etwas naiven politischen Urteilen, gibt sein Text instruktive Erläuterungen und wertvolle Informationen über dieses so verschlossene Land. Warum Schulthess aber, abgesehen von dem begleitenden Vorwort von Botschafter Hans Keller und

der ausgezeichneten geographischen Einführung von Professor Emil Egli, auch noch Auszüge aus anderen Chinabüchern – zum Beispiel Edgar Snows und Harry Hamms – beifügen musste, ist deshalb nicht ganz verständlich. Auf jeden Fall ist es eine gute Übung und Hilfe, sich bei Betrachtung der ausgreifenden und überschlagenden Ereignisse in China die Bilder von Schulthess vor Augen zu halten, um auf dem Boden der Realitäten zu bleiben.

Nicht vielen Verfassern ist es wie *Heinrich Bechtoldt* in seiner Untersuchung von «Chinas Revolutionsstrategie gegen Russland und Amerika» gelungen, die Entwicklung innerhalb Chinas, seinen Aufstieg zur Weltmacht unter Mao und seinen Einfluss in der Dritten Welt in ihren dialektischen Zusammenhängen darzustellen³. Maos «Allianz mit der Armut», sein Werben um die «Weltdörfer», ist untrennbar verknüpft mit seiner Strategie gegen die «Weltstädte», seiner doppelten Frontstellung gegen den Westen und gegen Moskau.

«Mao Tse-tung hatte den Armen nur noch mehr Armut zu versprechen, und es gehört zu seiner eigenartigen Weltfremdheit, dass er die Ressentiments der nicht-weissen Völker für so stark hielt, dass ihre Regierungen sich auf das Experiment einer weiteren Verelendung zum Zwecke der Erzeugung revolutionärer Explosivität einliessen. Das war und ist in der Tat das eigentliche Ziel jener Allianz mit der Armut: Entwicklungsländer statt in eine Allianz mit dem Fortschritt erst recht in die Isolierung zu treiben und aus den Folgen solcher Selbstisolierung revolutionäre Potenzen aufsteigen zu lassen, die, weltweit miteinander kombiniert und synchronisiert, in der Summe eine Weltrevolution einleiteten, in der sich die gegnerischen Kräfte zersplittern müssten, ganz sicher aber nicht zum Einsatz ihrer militärischen Technologie kämen.»

Von dieser Einsicht aus erhalten die weltpolitischen Verwicklungen der sechziger Jahre durch Bechtoldt eine neue, überzeugende Deutung: Maos Streit mit Chruschtschew um die Führung im Welt-

kommunismus, die Verschärfung der Spannung an der sowjetisch-chinesischen Grenze, Kubakrise und chinesisch-indischer Grenzkrieg von 1962, Chinas Werben für afro-asiatische Solidarität im Zeichen von Bandung und Tschou En-lais Vorstoss nach Afrika, der Krieg zwischen Indien und Pakistan und die Schlichtungskonferenz von Taschkent, die Wirren in Indonesien und das amerikanische Eingreifen in Vietnam. Was eine reine Kalkulation materieller Machtmittel nicht erfasst oder eine Entwicklungsromantik übersieht, was weder Moskau noch Washington völlig begriffen haben, nämlich die treibende Kraft von Maos Strategie des «Volkskriegs» und ihren Einfluss auf die Balance der Atomkräfte wie auf die Emanzipation Asiens und Afrikas, untersucht Bechtoldt nüchtern und an Hand kenntnisreicher und beweiskräftiger Beispiele aus Afrika, dem Nahen Osten, Indien und Indonesien. Er versteht auch den scheinbaren Widerspruch zwischen Maos Verurteilung der Atomwaffen als «Papiertiger» und seines Strebens nach eigenen Bomben zu erklären, indem er als deren eigentliche Zweckbestimmung die «nukleare Absicherung solcher Volkskriege zur Verhinderung dessen, was die Kommunisten die «Gegenintervention der Imperialisten» nennen», nachweist.

Gleichzeitig sieht er genau die Grenzen und die Beschränkung von Maos China und beschreibt den folgeschweren Gang, wie das Missverhältnis von Wollen und Können zu Pekings grossem Fehlschlag bei der «Mobilisierung der Dritten Welt» im Jahre 1965 führte, zum Scheitern der Konferenz von Algier und der kommunistischen Umsturzpläne in Indonesien. Die Kulturrevolution von 1966, so sieht es Bechtoldt richtig, wurde auch mit der Absicht entfesselt, die innenpolitischen Auswirkungen dieses Rückschlags in China selbst aufzufangen und mit einer «revolutionären Introversion» die permanente Revolution im Laufen zu halten. Auch wenn der Verfasser selbst nicht die scharfe Folgerung zieht, dass dazu natürlich auch das amerikanische Eingreifen in Vietnam

beigetragen hat, so ergibt sie sich aus Bechtoldts Analyse von selbst.

Ob und wie tief die Kulturrevolution die Struktur Chinas und dessen Position in der Welt verändert hat, wird sich angesichts der fortbestehenden Abschlüssung nach aussen schwer feststellen lassen. Diesen Vorgängen in China 1968/1969, der Auswirkung der chinesischen Kulturrevolution auf die «neue Linke» in aller Welt, den Verbindungen zwischen den Studentenrevolutionen in Ost und West und dem Auftauchen einer «neuen Linken» in Hunan gegen «Maos Establishment» widmet *Klaus Mehnert* eine einsichtsvolle und reich dokumentierte Studie, die einige wichtige Aspekte unserer Gegenwart aufzeigt⁴. Seiner Unterscheidung der «neuen Linken» in China von der in der übrigen Welt, dass sie nicht spontan entstanden sei und nicht nach sexueller Freiheit strebe, ist nur bedingt zuzustimmen. An der «Spontaneität» der «neuen Linken» im Westen bestehen begründete Zweifel, auf der anderen Seite hatten die Roten Garden, einmal auf Befehl der «Revolution von oben» mobilisiert, doch stark spontane und anarchistische Züge angenommen und sogar am Puritanismus Maos Kritik begonnen (dadurch soll es auf ihren Märschen durch das Land zu Demonstrationen sexueller Freiheit und zu einem Ansteigen der unehelichen Geburten gekommen sein, die der Führung in Peking grosse Sorgen zu bereiten scheinen). Mehnert schliesst mit der Hoffnung, dass China nach Mao zu einer «längeren Periode der Ruhe und Ordnung» zurückkehren werde, allerdings nicht ohne eine Spur der Skepsis in diese Prognose zu mischen: «Die gewaltigen Umwälzungen der letzten Jahre mit ihrem alle Ufer überflutenden Diskutieren, mit ihrem geradezu hemmungslosen und explosiven Sich-ausdrücken müssen den traditionellen Konservatismus des Volks schwer angeschlagen, müssen die gesamte Gesellschaft wie nie zuvor mit linken Ideen durchtränkt haben. Auch wenn sich das neue Establishment für die Dauer vieler Jahre durchsetzen sollte – die Ideen der Rebellen von Hunan werden weiterleben.»

Oft wird vergessen, dass neben der kommunistischen Volksrepublik ein zweites China auf Formosa besteht und Nationalchina ebenfalls ein weltpolitisches Problem darstellt; dies rückt *Erich Röper* in die Erinnerung zurück⁵. Seine gut dokumentierte völkerrechtliche Studie über Souveränität und Rechtsanspruch und über die heikle Anerkennungsfrage hat angesichts der jährlich wiederholten Diskussionen in den Vereinten Nationen und angesichts der italienischen und kanadischen Vorstösse zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Peking nichts an Aktualität verloren. Die Überschätzung der inneren Schwierigkeiten und die ein wenig einseitige und oberflächliche Darstellung von Maos System beeinträchtigt etwas die juristisch einleuchtende Kritik an den Ansprüchen und den aussenpolitischen Gewaltaktionen Pekings in Korea, Tibets oder gegen Indien. Die eigentliche Leistung Röpers ist der Nachweis der Unhaltbarkeit der sogenannten «Zwei-China-Theorie», die oft als brauchbares Rezept zur Lösung der Chinafrage betrachtet wird. Auch wenn Röper überzeugend nachweist, dass der Vertretungsanspruch Nationalchinas völkerrechtlich begründet ist, übersieht er doch nicht, «dass sich das Völkerrecht der Macht der Tatsachen beugt».

Ernst Kux

Die Chinesische Kulturrevolution

Es ist das Verdienst Giovanni Blumers, dass er sich in seinem Buch über die chinesische Kulturrevolution ernsthaft bemüht, dieses Phänomen zu verstehen und dabei eine Fülle von Material berücksichtigt⁶. Für ihn ist die Triebfeder der Kulturrevolution der sino-sowjetische Konflikt: Mao Tse-tung habe lediglich seine Analysen der sowjetischen Gesellschaft auf die chinesischen Verhältnisse angewandt und sei dabei auf Widerstände gestossen.

Das ist eine sehr bequeme Erklärung,

für Aussenseiter zumindest scheint sie glaubhaft und logisch zu sein. Der Verfasser fragt aber nicht, wie die Verhältnisse zustande gekommen sind, die die Kulturrevolution nötig machten. Er übersieht die Möglichkeit, dass die Widersprüche in der chinesischen Gesellschaft, intensiviert durch den Konflikt mit der Sowjetunion, die Kulturrevolution hervorriefen.

Auch ist seine Darstellung der eigentlichen Kulturrevolution wenig überzeugend, denn er gibt für seine Darstellung keine Quellenangaben ausser einigen längst bekanntgewordenen Dokumenten. Zum Beispiel soll die Anstrengung der Kulturrevolution Ende Juni 1966 auf den Gesichtern von Schülern und Lehrern im ganzen Land deutlich zu sehen gewesen sein. Ist das nun eine Vorstellung des Verfassers, oder hatte er um diese Zeit eine Reise durch China gemacht? Solche und ähnliche Fragen stellt sich der Leser immer wieder: Die Parteisekretäre sollen im Juni 1966 nervös gewesen sein – alle? zum Teil? auf welchen Ebenen? –, am 1. Juni 1966 soll Mao Tse-tung «die Redaktion der Volkszeitung, die Rundfunkanstalt und die grösste Druckerei» durch ein Truppenkontingent, das nicht zur Pekinger Garnison gehörte, besetzt haben lassen – weiss Blumer das nur vom Hörensagen, und wie zuverlässig ist die Quelle?

Ausserdem zeigt Blumers Arbeit Wider-

sprüche auf. Mao Tse-tung soll die Kulturrevolution gefordert haben, um die Revisionismuskritik voranzutreiben, aber die Kulturfunktionäre wurden nur angewiesen, Überbleibsel der Vergangenheit im Kulturleben zu säubern. Die Roten Garden sollen durch den offiziellen Jugendverband unter Billigung durch den später entmachteten Parteisekretär des ZK Teng Hsiao-ping organisiert worden sein, aber die Fragen werden nicht beantwortet, warum sie doch von den lokalen Parteisekretären schlecht behandelt wurden und wie das Transportproblem gelöst wurde, wenn sie für ihre Reisen doch keine höhere Unterstützung bekamen als den ohnehin verdächtigen Jugendverband. Es ist offensichtlich, dass viele Lücken beseitigt werden müssten, damit Blumers Arbeit sachlich richtig und überzeugend wirken kann.

Adrian Hsia

¹ Walter-Verlag, Olten 1968. – ² Artemis-Verlag, Zürich 1966. – ³ Heinrich Bechtoldt, Die Allianz mit der Armut – Chinas Revolutionsstrategie gegen Russland und Amerika, Verlag Rombach, Freiburg 1967. – ⁴ Klaus Mehnert, Peking und die neue Linke, Deutsche Verlags-Anstalt, Frankfurt 1969. – ⁵ Erich Röper, Geteiltes China – Eine völkerrechtliche Studie, Verlag von Hase & Koehler, Mainz 1967. – ⁶ Giovanni Blumer, Die chinesische Kulturrevolution 1965/67, Europäische Verlags-Anstalt, Frankfurt 1968.

KINDERGESCHICHTEN UND EIN BUCH VON KINDERN

Nun sind aber die einfachsten Dinge die schwersten
(Bichsel)

Peter Bichsel: Kindergeschichten

Wenn die Welt so kompliziert geworden ist, dass sie sich nicht mehr packen lässt, wenn sich einem alles zwischen den Fingern zerfasert, unter den Augen verästel-

dann muss man, vielleicht, wieder so einfach schreiben, dass auch Kinder es verstehen können: simplifizieren, aber gleich so, dass die Simplifikation sich im Erzählen als Erzählform zeigt und verstohlen über sich selber lächelt.

Dass Kinder diese Geschichten Bichsels lieben und auf ihre Art verstehen werden, scheint mir sicher: und nicht etwa nur wegen der schon berühmten Bichselschen Einfachheit. (Seine Sprache ist übrigens

hier komplexer und reicher; aber nicht so, als müsse er nun beweisen, dass er auch Hypotaxen schreiben könne, sondern mit Leichtigkeit und Eleganz, wie wenn sich alles ganz von selbst ergäbe¹!)

Wer kennt nicht die Lust der Kinder an der Wiederholung, der Steigerung, ihr Nichttendenkönnen: sie wollen, im Zuhören, im Erzählen, im Spielen weitergehen als je ein Erwachsener; der gleiche lustige Einfall wird mit der Wiederholung für sie immer lustiger. Auf dieser kindlichen Freude sind Bichsels Erzählungen recht eigentlich aufgebaut: sein Humor beruht fast ganz auf dem Prinzip der Wiederholung, der spielerischen, fabulierenden Steigerung. Jeder Einfall wird konsequent zu Ende gedacht, und das heisst, oft ganz wörtlich: in Sprache umgesetzt. Wenn einer einen Onkel Jodok als Fixpunkt seines Lebens hat, so verschlingt das Wort «Jodok» schliesslich seine ganze Sprache, und wenn einer, nicht überzeugt von abstrakten Kenntnissen, seinen Sinnen beweisen möchte, dass die Erde rund ist, so nimmt die Beschreibung der Utensilien, die er dazu benötigt, kein Ende. Oder: sie nimmt eben doch ein Ende, nämlich genau an dem Punkt, wo der Erwachsene nicht weitergehen mag und das Kind wenigstens ahnen kann, dass die Geschichte nicht nur ein Gaudi ist.

Ein Gaudi und beruhigend sind diese Kindergeschichten nun tatsächlich nicht. So sanft, so kindlich sie sich auch geben, es ist doch in ihnen ein Element der Auflehnung versteckt. Freilich, es ist gut versteckt. Denn die Helden Bichsels – weiss Gott unauffällige Menschen – sind zu alt und zu müde für die Revolution. Wie das Kind vor dem Leben, so stehen sie jenseits, und wie das Kind die Welt noch nicht versteht, so verstehen sie sie nicht mehr; alle Lebenserfahrung hilft dabei nicht; die Welt hat ihnen offenbar keine Speise geboten, die sättigt, keine Erinnerung, die zurückbleibt. Aber wenn sie keine Kraft zur offenen Auflehnung mehr haben, so auch nicht die Schwäche zur Resignation.

Auflehnung, wogegen? Ein Satz, gleich in der ersten Geschichte, gibt vielleicht

Antwort. Er heisst: «Das ist so und man weiss es.» Das bezieht sich hier auf die Tatsache, dass die Erde rund ist, hat aber Geltung weit darüber hinaus. Ja, genau gesehen, hält dieser Satz unsere Welt zusammen, mit der Verlässlichkeit der Tatsachen, des Wissens und unserer Übereinkunft über beides – hält sie zusammen wenigstens für den, der sich dabei beruhigt – ein Geschenk, das Bichsels Menschen nicht zukommt.

Heroisch und lächerlich zugleich mutet an, was sie als Aufschwung gegen diese nicht akzeptierte und unerreichbare Beruhigung setzen: sie wollen das Wissen neu überprüfen, eine eigene Sprache sprechen, das schon Erfundene neu erfinden. Man möchte ihnen, zusammen mit dem Erzähler, zurufen: «Halt, kommen Sie zurück, das hat keinen Sinn» – und man ist doch nicht sicher, ob sie nicht recht haben.

Ihre versteckte Auflehnung aber bezahlen sie mit Einsamkeit – Einsamkeit, die wohl das bestimmende, alles durchdringende Element in diesem Buch ist. Unüberwindlich ist die Distanz zwischen den Menschen und der Welt. Der alte Mann, der seine eigene Sprache entwickelt, weil er die Eintönigkeit seiner Tage nicht mehr erträgt, und der sich am Schluss mit den andern Menschen überhaupt nicht mehr verständigen kann, ist nur ein Beispiel – ebenso einsam ist der Erfinder, der schöpferische Mensch in einer Welt, in der alles schon erfunden ist.

Fast könnte man sagen, dass die Menschen um so einsamer sind, je mehr an eigener Welt sie entwickeln. Das ist die bittere Wahrheit dieser komischen Geschichten. Ihr Humor kann diesen dunklen Grund nicht verbergen, aber er ist gewissermassen der Weg des Autors zu den Menschen, der seinen Geschöpfen versagt bleibt.

*Barbara Frischmuth:
Amoralische Kinderklapper*

«Eine Regenspelerine, Ohrenschützer.
Drei m Papierschnur.

Ein Stück Heftpflaster mit einer abgefallenen Kniekrätze.

Sägespäne und Katzendreck.

Endiviensalat in einem porzellanenen Puppenkopf.

Ein Mikschy – Jahrgang, von dem zwei Hefte fehlen.

Masern, Mumps, Keuchhusten.

Jemand, der etwas gar nicht getan hat.»

Solche Sätze stehen unter dem Titel «Heisse Spuren» bei Barbara Frischmuth: Kindheitserinnerungen, unverarbeitet, aneinandergereiht, Stücke aus einem ganzen Arsenal von Reminiszenzen, Rückstände des Erlebten². Erstaunlich ist die Sprachphantasie dieser jungen Autorin, erstaunlicher noch die Sicherheit, mit der sie im ganzen Buch den Sprechton der Kinder beherrscht und festhält: herb und phantastisch zugleich, hart an der Realität und dann wieder die Realität überspringend.

Eine «Kindergeschichte» freilich, das heisst von Kindern verstehbar, ist dies Buch nicht, obwohl es konsequent und ausschliesslich von Kindern handelt und in ihrer Sprache geschrieben ist. Ja, paradoxerweise vielleicht gerade deshalb. Die Kinderwelt ist mit einer fast hart anmutenden Konsequenz durch Kinderaugen gesehen, gar nicht gefiltert und gedeutet durch erwachsenes Wissen, dass die Kinder, deren sonstige Lektüre ja stets die Hand des Erwachsenen verrät, in diesem Buch sich selbst schwerlich erkennen dürfen, auch wenn sie darin beschrieben sind.

Poetische Verklärung, gar Sentimentalität wäre denn auch das letzte, was man Barbara Frischmuth nachreden könnte: die kindlichen Gefühle sind – soweit überhaupt angedeutet – so gut versteckt, dass man Mühe hat, sie wahrzunehmen; Bindungen an Erwachsene, Beziehungen zu Erwachsenen sind nur in rudimentärer Form da. Erwachsene, so scheint es, sind nicht Vorbild, nicht Hilfe, sind auch nicht bedrohliche Autorität: sondern scheinen nur dazu gut, gelegentlich eine wirre Traum-erzählung mit einem «So» zu quittieren, die schönsten Spiele zu verderben, Strumpf-

hosen zu stricken und bestenfalls Geschichten zu erzählen.

Gebote, Regeln, Verhaltensweisen der Erwachsenen sind in dieser Kinderwelt das Unverständliche, das Fremde schlechthin: das ist das «Amoralische», von dem der Titel redet. Was aber ist denn wichtig und da? Kindliche Abenteuer, grenzenlose Spiellust, sich jagende und ins Gigantische steigende Phantasien, Träume von dem, was man nicht hat, die schreckliche Anziehungskraft des Grauenvollen (aber ohne metaphysische Schauer), der unwiderstehliche Drang, gerade das Verbotene zu tun, sie bestimmen das Bild: ein eindrückliches, ein oft belustigendes, aber auch ein erschreckendes Bild.

Denn diese Kindheit ist eine geschlossene Welt, eine Welt ohne Türen und Verbindungen. Geschlossene Welten scheinen überhaupt auf Barbara Frischmuth eine eigenartige Anziehungskraft auszuüben: schon in ihrem ersten Buch, der «Klosterschule» hatte sie einen abgeschlossenen Bezirk dargestellt, auch hier konsequent an einem bestimmten Tonfall festhaltend, dem melodischeren, weicheren einer katholischen Umgebung. Und trotz der lockeren, skizzenhaften Form scheint es, als hätten sich in diesem ihrem zweiten, der Kindheit gewidmeten Buch die Grenzen noch strenger geschlossen.

Darüber zu streiten, ob dies Kindheitsbild stimmt oder nicht, hat wohl keinen Sinn. Genug: es ist in seiner Phantastik, seiner Abgeschlossenheit, ein neues Bild – fern von der mystischen Überschwenglichkeit eines Malte Laurids Brigge, fern von den Ängsten und Nöten, die ein Hesse schildert, fern auch von Musils Triebverirrungen, von den bohrenden Fragen Bölls. Und vielleicht muss jede neue Schriftstellergeneration sich durch ein neues Kindheitsbild ausweisen.

Elsbeth Pulver

¹Peter Bichsel, *Kindergeschichten*. Luchterhand-Verlag, Neuwied und Berlin 1969. – ²Barbara Frischmuth, *Amoralische Kinderklapper*, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M. 1969.

Politik und Geschichte

Es ist nicht leicht, sich heutzutage über die bisher vorliegenden Erkenntnisse der Soziologie zu informieren, denn oft scheint der Zank der verschiedenen Schulen die erarbeiteten konkreten Erkenntnisse zu über-tönen. Und doch ist das Bedürfnis nach Information auf diesem Gebiet gross und dringlich, auch wenn man nicht unbedingt die unlängst einmal geäusserte Ansicht teilt, der Soziologie komme heute dieselbe Stellung zu wie seinerzeit der Theologie. «*Die Lehre von der Gesellschaft*», die Gustav Eisermann jetzt im Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart, in zweiter Auflage herausgibt, ist ein Werk, das nun aber diesem Bedürfnis auf das trefflichste antwortet. Dieses Buch ist in neun Kapitel eingeteilt, in denen je eines der Hauptgebiete der Soziologie behandelt wird: soziologische Theorie, Geschichte der Soziologie, Rechtssoziologie, Religionssoziologie, Wirtschaftssoziologie, Soziologie der Politik, Kunstsoziologie, Agrar- und Stadtsoziologie und Wissenssoziologie. Jeder Abschnitt bringt in enger Durchdringung einen Rückblick auf den Gang der Forschung und einen Überblick über deren heutigen Stand; die wichtigsten Begriffe werden knapp, aber hervorragend geklärt, und die Verfasser führen jeweils auch die empirisch belegten Hypothesen an. Es verdient Bewunderung, wie die Verfasser es verstanden, Kürze, hohe Informationsdichte und didaktisch angenehme Gedankenführung miteinander zu verbinden. – Gleichzeitig erscheint im selben Verlag und vom selben Herausgeber betreut ein «*Soziologisches Lesebuch*», das in der Art eines angelsächsischen «readers» eine Auswahl «klassischer» Texte zur Soziologie vorlegt. Die darin zum Wort kommenden Autoren reichen von John Millar und Adam Smith über Karl Marx und Georg Simmel bis hin zu George C. Homans und Talcott Parsons. Die einzelnen Lesestücke sind nicht kom-

mentiert, aber ein am Schluss des Buches beigegebenes Nachwort über die Autoren von Eisermann erlaubt deren leichte Einordnung in den Gesamtzusammenhang.

*

Wenn der Ferdinand Enke-Verlag, Stuttgart, einer seiner neuesten Verlagspublikationen den Titel «*Wörterbuch der Soziologie*» gibt, so ist das eigentlich eine Unter-treibung. Denn dieses über 1300 Seiten starke, 630 Begriffe erklärende Werk be-schlägt ein viel weiteres Gebiet als das der Soziologie im engeren Sinn. Es vermag vielmehr jeder Art von Sozialforschung zu dienen. Der Herausgeber, Wilhelm Berns-dorff, hat es verstanden, die Beiträge so auszuwählen, dass dieses Wörterbuch neben der Soziologie einer ganzen Reihe von Disziplinen zugutekommt. So findet man darin auch Begriffe wie «Imperialismus», «Ur- und Frühgeschichte», «Naturrecht», «Tourismus», «Szientismus» usw. Mit diesem Wörterbuch wurde auch eine glück-liche Form der Gestaltung gefunden, indem die einzelnen Artikel auf ein mittleres Mass unterhalb grosser Handbuch-Aufsätze, aber oberhalb blosser Worterklärungen be-grenzt wurden. Eine knappe Bibliographie ergänzt jeweils die sachlichen Angaben.

* *

Der Sozialismus ist heute bereits zu einer solchen Selbstverständlichkeit geworden, dass der Verlag Kurt Desch, München, da-zu kommt, ein Buch herauszugeben, das man nur als «Prachtsband» bezeichnen kann: «*Der Sozialismus – vom Klassen-kampf zum Wohlfahrtsstaat*» (Texte, Bil-der, Dokumente). Dieser gewichtige, in ge-diegenes rotes Leinen gebundene und mit goldgeprägtem Rücken prangende Band verlockt in erster Linie zum Anschauen; in Hunderten von sehr gut gewählten Bil-dern wird die Geschichte der sozialisti-schen Bewegungen in den wichtigsten Län-dern wie auch die Geschichte der sozialisti-

schen Theorie von Plato über Thomas Münzer bis Herbert Marcuse vor Augen geführt. Die Texte sind informativ, aber wissenschaftlich nicht immer hieb- und stichfest und in der Wertung leider eher konfus. So etwa, wenn der Herausgeber, Iring Fetscher, das Bekenntnis der Sozialdemokraten zum pluralistischen Rechtsstaat mit einem Federstrich als «Legitimitätsfetischismus» abtut.

*

«Staat» ist ein wichtiges Wort – Grund- und Zentralbegriff des politischen Lebens überhaupt. *Paul-Ludwig Weinacht* hat es in einer von Professor Hans Maier betreuten Münchner Dissertation unternommen, diesem Wort in seinen Wurzeln und seiner komplizierten Entwicklung nachzugehen: «Staat – Studien zur Bedeutungsgeschichte des Wortes von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert» (Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Band 2, Duncker & Humblot, Berlin). Zu dieser minutiösen Untersuchung kann man nur bemerken, dass darin für absehbare Zeit alles gesagt worden ist, was sich zu diesem Thema sagen lässt.

*

Die finnische Neutralität hat jetzt endlich ihre schon seit langem gewünschte umfassende historische und politologische Würdigung erhalten: Botschafter *Max Jakobson*, bereits bekannt durch eine Reihe wissenschaftlicher Aufsätze über dieses Thema, legt im Verlag Hugh Evelyn, London, das Buch «Finnish Neutrality – A Study of Finnish Foreign Policy Since the Second World War» vor. Das Buch setzt mit seinem Bericht bereits im Jahr 1917 ein und schildert dann in knapper, konziser Form die wechselvolle Geschichte der finnischen Aussenpolitik seit 1944. Jakobson hat es verstanden, die mannigfaltigen delikaten Situationen, vor die sich Finnlands Aussenpolitik in diesem Zeitraum immer wieder gestellt sah, mit scharfem Blick und grosser Klarheit zu analysieren. Gerade bei

Drucklegung dieser Zeilen legt nun der Econ-Verlag, Düsseldorf, noch eine deutsche Übersetzung dieses Buches vor.

*

Bisher fehlte eine gute Geschichte Kubas seit der Machtergreifung durch Fidel Castro. Diese Lücke wird nun gefüllt durch das kleine, aber hervorragend informierende Buch von *Bruce Jackson*: «Castro, the Kremlin, and Communism in Latin America» (The Washington Center of Foreign Policy Research, Studies in International Affairs Nr. 9, Johns Hopkins Press, Baltimore). Jackson untersucht vor allem das wechselvolle Verhältnis Castros zu Russland und die verschiedenen Revolutions- und Entwicklungsdoktrinen, die Kuba seit 1959 erfahren hat.

*

*Winston S. Churchill*s «Marlborough» gehört zu den sprachgewaltigsten Werken dieses grossen Staatsmannes. Der Verlag Georg D. W. Callwey, München, gibt nun dieses Werk nach der gekürzten englischen Ausgabe in deutscher Sprache heraus. Bisher ist der erste Band erschienen, der Marlboroughs Weg zum Feldherrn, das heisst die Periode 1650–1705, nachzeichnet.

*

Eine sehr gediegene und in didaktischer Beziehung ansprechende Studie über das Nationalbewusstsein legt *Manfred Hättich* vor: «Nationalbewusstsein und Staatsbewusstsein» (von Hase und Koehler Verlag, Mainz). Das kleine Buch informiert in sehr klarer und sachlicher Weise über das Wesen der Nation und des Staates, analysiert die heutigen Tendenzen und stellt schliesslich Thesen über Forderungen und Möglichkeiten auf.

*

Wer eine klare und knappe Übersicht über die verschiedenen Richtungen der Politi-

schen Wissenschaft in den angelsächsischen Ländern sucht, wird mit Gewinn den schmalen Band von *Oran R. Young* in die Hand nehmen: «Systems of Political Science» (Prentice Hall, Englewood-Cliffs, N.J.). Der Verfasser stellt darin unter anderem die Systemtheorie, die Kommunikationstheorie, die Gruppentheorie und die «distributive Analyse» vor, wobei er versucht, jeweils die Grenzen eines jeden «approach» aufzuzeigen und eine Kritik eines jeden Ansatzes zu geben. Youngs Buch gehört zur Reihe «Foundations of Modern Political Science Series», wo gleichzeitig auch eine Einführung aus der Feder des prominenten, an der Universität Yale lehrenden Politologen *Robert A. Dahl* erschienen ist: «Modern Political Analysis.» Der Autor hat es verstanden, seinen Stoff trotz hohem Abstraktionsgrad mit grossem didaktischen Geschick zu präsentieren.

*

Man spricht heute im Zusammenhang mit dem Problem der Universitätsreform sehr viel von der Didaktik – einem leider in der Tat sehr oft vernachlässigten Aspekt dieses Problems. Der Deutsche Bildungsrat hat schon vor einiger Zeit eine Kommission zum Studium dieser Frage eingesetzt, und jetzt hat der Beauftragte dieser Kommission, Professor *Wilhelm Richter*, unter dem Titel «Didaktik als Aufgabe der Universität» (Ernst Klett Verlag, Stuttgart) ein Gutachten veröffentlicht. Diese knapp gefasste, 50 Seiten starke Schrift vermittelt alle notwendigen Informationen zu diesem Problem.

*

Literatur und Kritik

Der neue Roman *Dem unbekannten Sieger* von *Hans Erich Nossack* liest sich wie eine Geschichte zur guten Unterhaltung: ein auf Genauigkeit erpichter Studienrat erforscht Zeitgeschichte und wird unsicher. Nossack beherrscht sein Metier, bleibt im

Ton genau in der Situation, indem er den Studienrat im Gespräch mit einem Juristen die ganze vertrackte Geschichte entwickeln lässt. Diese Geschichte aber ist mehr als ein Stück gehobener Unterhaltung. Sie kreist um das Problem der sogenannten historischen Wahrheit, um die Hintergründe von Revolutionen, um die Beweggründe historischer Figuren, um die Frage, was es eventuell mit sogenannten geschichtlichen Helden auf sich haben könnte. Ein konkretes Ereignis, nämlich die Eroberung des Hamburger Rathauses im Jahre 1919 durch Aufständische, liegt dem ebenso geschickt wie hintergründig gestalteten Roman zugrunde. Bedenkt man, dass «Revolution» heute als Schlagwort geistert, dann erweist sich Nossacks Roman als höchst aktuelles Buch, weil es klärend und aufklärend wirkt (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1969*).

*

Vor einiger Zeit schon ist *Michail Bulgakow* durch die deutsche Übersetzung seines grossen Romans «Der Meister und Margarita» auch hierzulande bekannt geworden. Die «Neue Zürcher Zeitung» brachte vor kurzem als Fortsetzungsroman die *Aufzeichnungen eines Toten*, die jetzt auch als Buch vorliegen. Das Werk, noch vor «Der Meister und Margarita» entstanden (1936/37), ist bereits ein bestechendes Zeugnis der witzigen, geistreichen Erzählkunst des russischen Dichters, der durch die politischen Verhältnisse um Ruhm und Anerkennung zu Lebzeiten gebracht worden ist. Da die «Aufzeichnungen eines Toten», äusserlich das Dokument eines Selbstmörders, das Bulgakow lediglich als Herausgeber betreut, von Theatererfahrung und von der tragischen Erfahrung eines melancholischen, mensche-scheuen und oft verzweifelten Schriftstellers handeln, liegt die Annahme nahe, der Roman sei in wesentlichen Teilen autobiographisch zu verstehen (*Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1969*).

*

Verfemung und Auszeichnung sind das doppelgesichtige Schicksal des grossen Romans *Hautwechsel*, mit dem der lateinamerikanische Schriftsteller *Carlos Fuentes* sich eindeutig als eines der stärksten Talente der jüngeren lateinamerikanischen Literatur durchgesetzt hat. Die Übersetzung von Christa Wegen lässt immerhin die Vitalität und Bilderfülle dieses Erzählers ahnen, dessen Werk der Pornographie und Blasphemie bezichtigt und verboten, jedoch auch mit dem angesehenen spanischen Literaturpreis «Bibliotheca Breve» ausgezeichnet worden ist. Bewundernswert ist, mit welcher Sicherheit Fuentes die Fäden seiner chaotischen Geschichte in der Hand hält: der Erzähler hält Zwiesprache mit seinen Figuren und sammelt ihre Empfindungen und Wünsche im Brennglas seiner kraftvollen Sprache. Mexiko ist gegenwärtig, die Kultur seiner Vorgeschichte, das Lebensgefühl der jetzt lebenden Mexikaner und der Einbruch der amerikanisch-westlichen Zivilisation (*Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1969*).

*

Dietrich Weber gibt aus dem Nachlass von *Heimito von Doderer* ein «Begreifbuch von höheren und niederen Lebens-Sachen» mit dem lapidaren Titel *Repertorium* heraus: ein in alphabetischer Anordnung gehaltenes Notizbuch, dessen Eintragungen Jahrzehnte auseinanderliegen und sich darum manchmal auch widersprechen. Doderers «enzyklopädisches» Schaffen wird an diesem Unternehmen sichtbar, das manche reizvolle, manche geistreiche Formulierung enthält. Ein Beispiel: «Dichtung wurzelt im archaischen, Kritik im historischen Zustand. Der Roman vereinigt beide» (*Biederstein Verlag, München 1969*).

*

In die Rezension «Poesie und Wissenschaft» von Marianne Burkhard, die im Novemberheft erschienen ist, hat sich eine nicht zutreffende Verlagsangabe eingeschlichen. Die besprochenen Werke, nämlich *Marianne Thalmann, Zeichensprache der Romantik*, und *Frederick Ritter, Hugo von Hofmannsthal und Österreich*, sind beide in der Reihe «Poesie und Wissenschaft» (Band 4 und 5) des *Lothar Stiehm Verlages*, Heidelberg 1967, erschienen. Wir bitten von dieser Korrektur Kenntnis zu nehmen und die bibliographische Anmerkung sinngemäss abzuändern.

*

La Revue de Belles-Lettres, die bereits im 94. Jahrgang erscheint, widmet das Heft Nummer 3 dem Schriftsteller und Denker *Ludwig Hohl*. Hohl, der 1904 in Netstal geboren wurde, lebt bekanntlich seit Jahrzehnten in Genf. Die Prosa «Dass fast alles anders ist», die 1967 erschien und auch in den «Schweizer Monatsheften» besprochen wurde (Heft 5, August 1967), ist für sein Schaffen charakteristisch. Zum Sonderheft der «Revue de Belles-Lettres» haben zahlreiche Schweizer Autoren Beiträge geliefert, angefangen von Friedrich Dürrenmatt über Max Frisch bis zu Otto F. Walter, Peter Bichsel und Jörg Steiner. Bewegend und im Sinne einer Tat in Richtung auf das Bewusstsein einer geistigen Schweiz ist dieses Sonderheft, von dem die Redaktion im Vorwort schreibt: «Pourquoi lui consacrer une publication en français alors que presque tout reste à traduire? Depuis plus de trente ans Hohl habite Genève; n'est-il pas temps de prêter attention à lui? Peut-être s'agit-il aussi de prendre à revers ceux qui pourraient le lire, les lecteurs de langue allemande, ou de lui offrir cette «Festschrift» que la Suisse alémanique a omis de préparer pour son soixante-cinquième anniversaire? C'est pour nous un premier devoir.»